

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Mittwoch und Sonnabend erscheint ein halber Bogen Text; Sonnabend ein illustriertes Modenbild; alle Monat wenigstens ein Portrait (manchmal auch zwei) mit besonders gedruckter Biographie; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl. und mit freier Postzusendung 5 fl. C. M. (Prachtausgabe: 7 und 8 fl.) — Man pränumeriert in Ofen, im Kommissionsamt (Festungsauffahrt, Unte); in Pesth, im Redaktionsbureau (Dorotheergasse, Nr. 20); dann bei allen k. k. Postämtern.

Die Nacht der Angst.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß nicht,“ flüsterte der Leberhändler, mein Herr Nachbar hier haben die ganze Zeit im schönsten Schlafe zugebracht, und jetzt, da es uns Andern auch einmal so gut werden soll, schweben sie in Unruhe und werfen sich hin und her.“

„Man insinuirt ihm einen Rippenstoß!“ murmelte der Müßiggänger unter der Mütze, die er sich bereits über das Gesicht gezogen hatte, undeutlich hervor. „Und gibt er sich auch dann noch nicht, so nehme man das unbärtige Mitglied der Gesellschaft und werfe es auf ihn, und erkühe ihn — außerordentliche Zeiten verlangen außerordentliche Mittel, und schon aus Gellert's Fabeln ist zu ersehen, daß ein böses Weib die letzte aber wirksamste Kur.“

„Bedenklich, werther Herr!“ raunte der Leberhändler ihm zu; „unsere Reisefährtin schläft noch keinesweges fest genug, um nicht jedes Wort gehört zu haben.“

„Und darauf brauchen sie mich erst aufmerksam zu machen?“ fragte Jener. „Ich weiß so gut als sonst ein Mensch von Erziehung, wie man eine Dame mit Nachdruck und Anstand zu beleidigen hat.“

Daß der Schläfer, seit uns Allen ein wenig sanfter zu Muth geworden, sich hin und her warf, bemerkte auch ich sehr wohl; bis:

weilen machte er die Augen auf, sah mit gebehntem Halse sich um, verrieth in den Zügen seines Gesichtes eine verdrießliche Beobachtung und schleuderte sich, gleich einem Kettenhunde, der seines Wachts haus seit Jahren überdrüssig, in seinen Winkel zurück. — »Schirrmeyer!« endlich. »Seht denn das so fort bis W... und liegt kein noch wichtiger Stein mehr im Wege, um einen Passagier in Gefahr zu wiegen? Man fährt ja wie auf einem stotternden Sumpfe!«

»Nun das ist kurios!« entgegnete Jener. »Ich bin schon mit Herrschaften gereist, die mir an dieser Stelle ein Stück Trinkgeld gaben, vor Freude, daß die vermaledeiten Steine einmal aufhörten, und sie wollen sie wieder zurück haben! Müßen ein ganz anderes Geßärm im Leibe führen, Herr, als die übrigen Menschen.«

»Nuzt mir den Weg mit Steinen wieder aus,« erklärte der Andere, »und Ihr erhaltet ein Trinkgeld von mir, das euch nicht schleht; er schmelen soll als jenes.«

»Man hat mir wohl versichert,« nahm ich das Wort, »daß die Mäuler aus dem Schlaf aufwachen, wenn das Geklapper ihrer Mühle plötzlich schweigt; daß aber Jemand im Wagen keine Ruhe mehr findet, sobald seinen Rippen und Armen keine Gefahr drohet, ich muß gestehen, das überrascht mich eben so neu und wunderbar als Stein und Stahl einen erwachsenen Menschen, wenn er zum ersten Male Funken aus ihnen hervorsprühen sehe.« —

»Darüber,« antwortete er, »kann nur eine kontinental-Seele in Verwunderung gerathen; auf einem Schiffe weiß das jede Wasser-erratte. Wenn die Wogen am muthigsten sich wälzen, schläft ein geprüfter Seemann am süßesten — ich bin ein Schiffskapitain, Herr; so lange für Steine im Wege gesorgt war, machte sich das Geschaufel passabel, jetzt aber ist es nicht mehr zum aushalten, eine dumme Windstille, ich werde bis W... kein Auge mehr schließen können.«

»Aber thun Ihnen denn Ihre schätzbaren Knochen nicht weh?« fragte ich.

»Kaum der Rede werth. Auch hat jeder Stoß das Gute, daß er seinen Vorgänger in Vergessenheit bringt. Bei dieser Landstrolung aber weiß das bewegte Blut gar nicht, wohin es soll, und die Füße laufen Einem an, als litte man an dem Wasser, welches die verdamnten Weinhändler Einem das Leben hindurch in den Wein gegossen haben.«

»So viel ist gewiß,« bemerkte hier die Schwertfegerin, da sie den Hannoverischen vor welchem sie den schärfsten Respekt hatte, als eingeschlafen annehmen konnte, »so viel ist gewiß, ich

will lieber tausend Stöße in dem Postwagen hier aushalten, als auf Ihrem Schiff, Herr Kapitän, eine Seekrankheit durchmachen. Indessen bin ich doch herzlich froh, daß wir endlich einmal auf eine menschliche Straße gelangt sind, vor'm Umwerfen dürfen wir nun keine Furcht mehr haben und die Nacht der Angst, denn' ich, ist vorüber.“

„Im Gegentheil, meine Hochzuverehrende,“ versicherte der Seefahrer; „ich denke, sie soll jetzt erst recht losgehen.“

Hätten sich im Wagen auch nur einige Lichtstrahlen aufstreifen lassen, so würde man die Schwerdtfegerin erleblich gesehen haben.

„Was wollen Sie damit sagen, geehrter Herr?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ich will damit sagen, daß wir hier im Postkasten von einer Nacht der Angst bis dato erst das Vorspiel erlebt haben; das Hauptthema soll erst beginnen — ob es aber in's Leben tritt oder nicht, hängt von mir ab.“

„Sein Sie menschlich, Herr!“ rief die Frau, klos durch einen Instinkt der Menschlichkeit getrieben, indem sie von der räthselhaften Aeußerung auch nicht einen Gran begriff.

„Ob ich menschlich bin,“ antwortete er, „werden Sie eben aus der Nacht der Angst ersehen. Sind Sie jemals auf dem Mohrenplatze zu Madrid gewesen?“

Die Frage mußte an mich gerichtet sein. Denn die Schwerdtfegerin, man konnte es ihr ansehen, hatte schwerlich ihren Schuh über die Grenzen des Herzogthums gesetzt, die übrigen Reiseglieder aber befanden sich in ohrenlosem Schlafe.

„Man hat mich in Verdacht gehabt,“ nahm ich das Wort, „als sei ich einmal in Spanien gewesen, und das um der „Briefe aus Südspanien“ willen, die ich geschrieben; ich kann aber versichern, daß es durchaus nicht der Fall.“

„Also ein Schriftsteller!“ entgegnete der Seekapitän und die Bemerkung schien sein Gesicht nicht eben erbaulich zu physognomisiren. „Hat indessen nichts zu sagen. Sie sind nicht dagewesen, ich aber wohl, war damals ein blutjunger Chemann und stand in spanischen Seebiensten. Ich brachte auf dem Mohrenplatze einen Abend bei einem Freunde zu und da wurde mit den übrigen Gästen überlegt, wie sich dem Squillace, dem verhafteten Diener des Königs, dessen Stern immer matter zu leuchten anfing, wenigstens ein milder Sturz bereiten ließ. Der Minister hatte es durchaus nicht ver-

Händen, neben der Günst seines Herrn sich auch das Wohlwollen des Volkes zu erwerben; durch den Schimmer der Gnade, meinte er, könne der Wetterstrahl des allgemeinen Hasses nicht hindurch, und dieser Irrthum führte ihn dem Abgrunde zu. Aber auch der verhasste Mann besaß Eigenschaften, die einen Freund dauernd an ihn zu fesseln vermochten; es gab verschiedene adeliche Häuser, welche es wohlwollend mit ihm meinten und ohne eben den Willen des Hofes blindlings zu dem ihrigen zu machen, die Zertrümmerung seiner Größe mit wahrer Wehmuth bedauerten. Zu diesen Freunden gehörte meine Wenigkeit. — Je länger man aber beisammen saß, desto mißlicher stand es um den Zweck der Versammlung. Ueber die Hartherzigkeit, die Versorgung der Hauptstadt mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens einem Wucherer-Bereine zu übertragen, hatten die Bürger alle nützlichen Vorkehrungen des Ministers vergessen; nichts aber empörte sie heftiger, als daß sie der alten spanischen Tracht entsagen sollten, dem breitgekrempten Hute und dem langen Mantel, mit denen man gleichsam die wolkerhümliche Hoheit abzuliegen glaubte. Karl der Dritte hatte sich vergebens nach Aranjuez entfernt; ein Volkshaufe war in der vergangenen Nacht, von einem kühnen Redner, einem Wagenmacher, angeführt, nach dem königlichen Landsitze aufgebrochen und hatte eine schriftliche Entlassung des Ministers erzwungen. Squillace befand sich noch in der Nähe seines Herrn, aber bereits mit den Vorkehrungen zur Abreise beschäftigt. — Wir hatten bei unserer Versammlung alles Aufsehen vermieden. Das Volk war argwöhnisch und beobachtete dergleichen Zusammenkünfte mit vorzüglichem Mißtrauen. Wir ließen daher die Kutschen, in denen wir gekommen, vor der Thüre nicht halten; die Berathschlagungen wurden mit leiser Stimme betrieben, dicke Vorhänge verhüllten die Fenster. Dennoch gelangte das Geheimniß zur Kunde. Allmählig blieben Leute vor dem Hause stehen, Müßiggänger traten dazu, übelwollendes Gesindel ließ drohende Worte hören. Man sprach von Verräthern, denen es leid thue, daß der tyrannische Minister aus dem Lande, welches er unglücklich gemacht, fortziehen solle; von Volksfeinden, welche das Heil der Stadt gar gern noch länger in den Händen der Wucherer wünschten; von vornehmen Räuheren, die es bedauerten, künftig die Habe des Bürgers nicht mehr mit dem geldgierigen Neapolitaner theilen zu können; von einem unbärtigen Seeapitän, der sein Amt bloß seinem deutschen gutmüthigen Gesichte und einer Laune des Ministers zu verdanken habe. Wundern Sie sich nicht, liebe Frau, ich war damals ein hübscher, junger Kerl und das Volk hatte nicht Unrecht; der Gold, den ich

bezog, drückte die Verdienste, denen ich mich rühmen dürfte, zehnen Mal nieder. Indessen wurde des Härmen bedenklich; und bei der aufgeregten Stimmung in der Stadt konnte er leicht zu einer blutigen Lösung werden. Da gewährte uns der Himmel ein sehr einfaches Rettungsmittel. Ein heftiger Platzregen strömte hernieder, nach wenigen Minuten waren die Straßen überschwemmt. Die ungestüme Hitze des Übels kühlte sich ab; der aufrührerische Sinn war nicht heftig genug, um, plötzlich bis auf die Haut durchnäßt, sich zu erhalten, und bald brachte ein Diener die willkommene Nachricht, daß auf dem ganzen Wohnplatze kein Mensch mehr zu sehen. Man ward muthig genug, keine Zurückkehr der Unzufriedenen mehr zu fürchten, man rückte näher zusammen und überlegte die vorgeschlagenen Entwürfe. Aber etwas Anderes als eine gesicherte Rückreise nach Neapel, seiner Heimath, ließ sich für den unglücklichen Squillace nicht festsetzen. — Gegen Mitternacht kehrten die Kutschen zurück, um die Gäste abzuholen. Ich erwartete die meinige nicht; ich hatte den Befehl hinterlassen, der Kutscher solle ruhig zu Bette gehen. Der Hausherr bot mir seinen Wagen an; ich lehnte es ab und versicherte, das Wasser habe sich in den Straßen bereits hinlänglich verlaufen und da ich in gewöhnlicher Bürgerkleidung setze, so hätte ich kein nächtliches Abenteuer zu fürchten. Und so machte ich mich auf den Weg nach meinem Hause, in der Nähe des kleinen Exerzierplatzes, zu wandern.

(Fortsetzung folgt.)

Romantische Geschichte der Schwiegertochter Peters I.

Charlotte Christina Sophie von Wolfenbüttel, Gemahlin des Czarewitsch Alexis, des Sohns Peters I., ward unglücklicher Weise von ihrem Gemahl geringgeschätzt und verachtet, trotz dem, daß sie schön und lebenswürdig war, und erhielt sogar eines Tages, in einem Ausbruche der Leidenschaft, einen Schlag von ihm, der eine unzeitige Niederkunft veranlaßte. Die Gräfin von Königsmark, die Vertrayte der Prinzessin, faßte, in der Ueberzeugung, daß ihre Gebieterin, wenn sie sich auch erholte, nur neuen Gewaltthätigkeiten Preis gegeben sein würde, den Entschluß, sie für todt auszugeben. Der Czarewitsch, dem diese Nachricht sehr erwünscht kam, beschahl, sie so schnell als möglich zu beerdigen, schickte einen Courier an den Kaiser, und alle Höfe Europas legten Trauer an. Die Prin-

zessin entkam glücklich nach Amerika mit einer alten Dienerin und einem Bedienten, der für ihren Vater galt. Während sie in Louisiana in stiller Zurückgezogenheit lebte, sah und erkannte sie ein Offizier, Namens d'Alband, der in Russland gewesen war, und bot ihr seine Dienste an. Bald darauf hörten sie, daß der Czarewitsch gestorben sei und d'Alband erbot sich, die Prinzessin nach Russland zurück zu bringen; aber sie fühlte sich in ihrer Stille glücklicher und erklärte, in Amerika bleiben zu wollen. Der alte Bediente starb unterdessen, sie war nun ohne allen Schutz und d'Alband, der ihr länger schon näher gestanden hatte, bot ihr seine Hand an. Sie nahm sie an, und sie, die bestimmt gewesen war, die Kaiserkrone zu tragen, ward die Gattin eines Infanterielieutenants. Aber sie hatte keine Ursache ihre zweite Ehe zu bereuen; glücklich in der Liebe eines selbstgewählten Gatten lebte sie in ununterbrochener Ruhe und Zufriedenheit, ohne sich in das glänzende Hofleben zurück zu wünschen — bis d'Alband krank wurde. Besorgt um sein Leben, schlug sie ihm vor, nach Frankreich zu gehen, und gute ärztliche Behandlung zu finden und die Wirkung der veränderten Luft zu versuchen. Sie schifften sich also nach seinem Vaterlande ein und er fand wirklich seine Gesundheit wieder. Darauf suchte er um eine Anstellung auf Isle de France an, erhielt sie und ward Major. Kurz vor der Abreise aus Frankreich erkannte der Marschall von Sachsen die Prinzessin, erfuhr ihre Geschichte, und theilte seinem Könige die gemachte Entdeckung mit. Se. Majestät trug sogleich dem Seeminister auf, an den Gouverneur von Isle de France zu schreiben, daß Herr und Mad. d'Alband mit der höchsten Auszeichnung behandelt werden sollten. Dieser Befehl ward pünktlich erfüllt und die Prinzessin lebte in ruhigem Glücke auf jener Insel bis 1747, wo ihr geliebter Gatte starb. Sie kehrte darauf nach Paris zurück und starb daselbst in hohem Alter.

Sage in Hoxne.

Während ihres Einfalles in das Königreich der Ostangeln vollbrachten die Dänen mehr als grausame Thaten. König Edmund ward geschlagen und gefangen genommen, und zwar, wie die Sage geht, zu Hoxne in Suffol. Hart von den Feinden verfolgt, floh er in diese Stadt und versuchte sich unter der Brücke derselben (Goldbrücke seitdem genannt) zu verbergen. Das Glänzen seiner goldenen Sporen verrieth ihn aber einem neuvermählten Ehe-

paare, das bei Mondschein zu Hause zurückkehrte und ihn den Dänen verrieth. Edmund ward aus seinem Berstele hervorgezogen und suchte allen denen, welche auf ihrem Wege zur Trauung über diese Brücke gehen würden. Dieser Fluch wird noch heutigen Tages von den guten Leuten in Hoxne so gefürchtet, daß keine Braut und kein Bräutigam auf diesem Unglückswege zu gehen wagt.

Scharfsinn eines Hundes.

Als im Januar 1829 viel Schnee fiel, bemerkte man auf einem Nachthofe in der Nähe von Falkirk (in Schottland) ein merkwürdiges Beispiel von dem Scharfsinne eines Hundes. Abends um die Zeit, wo die Hühner gewöhnlich zu Bette gehen, vermiste man eine Anzahl derselben; man suchte nach, aber vergebens. Während man um das Küchenfeuer saß und alle Stellen durchmusterte, wo man sie bei Tage gesehen hatte, wurde die Aufmerksamkeit der Familie durch den Eintritt des Haushundes aufgeregt, der in der Schnauze eine Henne trug, die dem Anscheine nach todt war. Das kluge Thier bahnte sich einen Weg zum Feuer, legte seine Bürde auf den warmen Heerd und lief sogleich wieder fort. Bald kam es mit einer andern Henne zurück, welche es wiederum auf dieselbe warme Stelle legte und so fuhr es fort, bis es alle vermisteten Hühner geholt hatte. Diese waren um den Zaun gewandert und, da die Kälte sehr groß war, davon ganz betäubt worden und hatten sich zusammengesauert, als sie der Hund bemerkte und ihre Rettung bewerkstelligte. Sie hatten nicht lange auf der warmen Stelle gelegen, so streckten sie ihre Beine von sich, standen auf, gingen herum und krächzten und kolerten ihren Dank ihrem Befreier mit mancherlei neuen Veränderungen.

Gespenskerische Erscheinung.

„Eine Dame, welche ich bei einem leichten Fieberanfalle beobachtete,“ erzählt Dr. Abercrombie, „sah ganz deutlich eine Gesellschaft von Damen und Herren in ihrem Schlafzimmer sitzen und einen Nebentischen etwas herumreichen. Dies dauerte mehr oder weniger deutlich einige Tage und ward nur durch die Erscheinung von Schloßthern oder Kirchen unterbrochen, die ein so glänzendes Aussehen hatten, als ob sie aus dem schönsten geschnittenen Krystall gebauet

wären. Die Kranke war vom Anfange an vollkommen überzeugt, daß es eine krankhafte Störung ihres Sehvermögens sei und vergnügte sich und ihrer Umgebungen mit der Beobachtung und Beschreibung der Veränderungen in der Szenerie. — Ein Herr, den ich ebenfalls behandelte, saß einstens im Zwielichte allein in seinem Speisezimmer, dessen Thüre ein wenig offen stand, und sah deutlich eine dicht in einen Mantel gehüllte Dame hereintreten, einige Schritte auf sich zukommen und dann still stehen. Er wußte, daß es Täuschung sei, beobachtete die Erscheinung mehrere Minuten mit Vergnügen und bemerkte dabei, daß er durch die Gestalt hindurch und das Thürschloß und andere Gegenstände hinter ihr sehen konnte. Endlich bewegte er sich etwas nach vorne und die Erscheinung verschwand.

Der Modenkourier. Nr. 32.

(Paris, 20. Juli 1831.)

1. Am letzten Sonntag waren in den Tuilleries Hüte von weißer oder farbiger, vorzüglich aber von rosenrother, blauer oder gelber Moire die vorherrschenden; so wie für Kleider und vorne aufstehende Ueberkleider das Weiße am häufigsten vorkam. Dieser anmuthige und leichte Anzug erlaubt ein sehr elegantes Unterkleid sehen zu lassen.
2. Auf Hüten und Kapoten, deren eröffneter Schirm die Stirn unbedeckt läßt, bemerkt man, daß die glatte Haarschale, die vorne zwischen die beiden Tauffen gebracht wird, durch eine breite mehrtheilige und umgeschlagene Flechte ersetzt worden war.
3. Der Schirm der Hüte wird auch noch sehr häufig klein gemacht.
4. Die Ferronieres sind immer noch sehr im Schwange. Dieser Schmut, der besonders zu einer etwas hohen Stirn gut steht, weil er sie abtheilt, gibt dem Gesichte ein freundliches Ansehen.
5. Alle Kleider haben Peterinen. Zu Morgenkleidern passen zwei vier-eckige Peterinen am besten.
6. Man trägt viel mehr weiße als Rankin-Pantatons.

Modenbild. Nr. 32.

Pariser Anzüge vom 20. Juli, Kleider von weißem und beschürtem gestreiftem Mouffelin. Neues Möbel von gemalktem Holze und gedruckter Toile.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.